

Zum 100. Jahrestage Friedrich Schillers [Fortsetzung]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz**

Band (Jahr): **12 (1905)**

Heft 35

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537771>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pädagogische Blätter.

Vereinigung des „Schweizer. Erziehungsfreundes und der „Pädag. Monatschrift.

Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
und des schweizerischen katholischen Erziehungsvereins.

Einsiedeln, 25. August 1905. || Nr. 35 || 12. Jahrgang.

Redaktionskommission:

Die Hh. Seminar Direktoren: F. X. Kunz, Hiltirch, und Jakob Grüniger, Rickenbach (Schwyz),
Joseph Müller, Lehrer, Gossau (Kt. St. Gallen), und Clemens Frei z. „Storchen“, Einsiedeln.
Einsendungen und Inserate
sind an letzteren, als den Chef-Redaktor, zu richten.

Abonnement:

Erscheint **wöchentlich** einmal und kostet jährlich Fr. 4.50 mit Portozulage.
Bestellungen bei den Verlegern: Eberle & Rickenbach, Verlagshandlung, Einsiedeln.

Zum 100. Jahrestage Friedrich Schillers.

III.

Wir haben in zwei frühern Nummern redaktionell des Schiller-Jubiläums gedacht. Schon damals herrschte die Absicht, in einem dritten eventuell vierten Artikel Schiller tiefer zu würdigen: als Mensch, als Poet, eventuell auch als Christ. Es kamen aber Besprechungen von verehrten Mitarbeitern in die Redaktions-Mappe, die zu baldiger Aufnahme aus verschiedenen Gründen berechtigt waren. Diese Tatsache drängte eine Fortsetzung der begonnenen Serie zurück. Unterdessen hat anlässlich der Bundes-Feier in Einsiedeln zugleich eine sogenannte Schiller-Feier stattgefunden. Als Festredner sprach Hochw. Herr Prof. Dr. P. Albert Ruhn, ein berufener Literatur-Historiker erster Güte. Der Vortrag ist nun freilich für genannten Anlaß berechnet, aber nichts desto weniger sehr geeignet, den Abschluß der Schiller-Serie unseres Organs zu bilden. Es verzichtet somit die Redaktion auf den Ehrgeiz, selbständig die Serie zu vollenden, im Bewußtsein, daß diese Festrede in viel gediegenerer Weise

die Ergänzung bieten wird. Der verehrte Festredner äußerte sich nach knapper Einleitung dahin:

„Man kann leben ohne die Blüten und Blumen des Frühlings, ohne Morgen- und Abendrot. Aber ein Schönstes wäre ohne sie weg aus unserm Leben, und der Frühling wäre kein echter Frühling mehr, wenn er nicht Blumen und Blüten triebe, und ein Tag ohne Morgenglücken wäre kein Licht und Sonne und Wonne verheißender, und ohne Abendrot kein mild und friedvoll verklärender Tag. Was die Frühlingskinder Blumen und Blüten, was Morgen- und Abendglücken im Leben der Natur und in unserem Mitleben mit der Natur, das sind die Werke echter, wahrer Dichter, unter denen Schiller immer in erster Linie schreiten wird, für unser geistiges Leben: die Quellen der schönsten Freuden, des edelsten Genusses.

Man kann leben, in den Tag, in das Jahr und das Jahrzehnt hineinleben, ohne sich einmal recht bewußt zu werden, was man in eigenster tiefster Seele denkt und sinnt. Das sagen uns echte wahre Dichter von Gottes Gnaden, wie wiederum Schiller einer der allerersten sein und bleiben wird. Nicht bloß dies, sie sprechen nicht nur aus, was der einzelne Mensch in tiefster Seele sinnt und minnt, sondern auch, welches eines ganzen Volkes, einer ganzen Nation, einer bestimmten Zeitperiode tiefstinnere Gedanken, Zwecke, Ziele, Ansichten und Anschauungen, Neigungen und Abneigungen waren, das alles spricht der Dichter, der echte wahre Dichter am besten und anschaulichsten aus. Er ist daher zugleich eine beste Quelle der Belehrung und der geistigen Schulung.

Die Folgerung, welche hieraus fließt, ergibt sich von selbst. Ein Verein, welcher es sich zur Aufgabe, zum Zwecke gesetzt, den in der Volksschule genossenen Unterricht fortzubilden, fortzuentwickeln, ihm die geeignete Nahrung zu bieten, ein solcher Verein handelt nach seinen ersten Zwecken und Aufgaben, wenn er eine Schiller-Feier veranstaltet und einen Dichter in neue frische Erinnerung bringt, welcher zu den allerbesten, edelsten, edelsten aller Nationen zählt.

Aber es gibt Dichter und Dichter. Es gibt Dichter von Talent und Fähigkeiten, welche die Spiegelkraft ihrer Dichtungen dem Bösen, dem Verwerflichen, dem Verführerischen leihen; sie sind nie wert, gelesen und gefeiert zu werden; Schiller gehört nicht zu ihnen. Es gibt andere Dichter, welche sowohl von Seite der Stoffe, welche sie behandeln, als von der Seite der Form, in welche sie ihre Gedanken kleiden, für den gewöhnlichen Mann mit der gewöhnlichen Volksschulbildung nicht erreichbar, nicht verständlich sind, welche also nie geeignet sein werden, Dichter des Volkes zu werden. Es gibt andere Dichter, die das glückliche

Talent haben, das, was der gemeine Mann denkt und empfindet, und zwar gerade so, wie er es denkt und empfindet, auszusprechen. Das sind Volksdichter im vorzüglichen Sinne. Ich erinnere an Hebel, an Jeremias Gotthelf, an Uhland usw.

Ich möchte nun nicht behaupten, daß Schiller zu diesen Dichtern gehöre; im Gegenteil, es ist gewiß, daß seine Begabung eine andere war. Das Auffallende aber ist, daß Schiller weit mehr ein volkstümlicher Dichter geworden als die genannten, als Hebel und Uhland und andere; — ein volkstümlicher Dichter in dem Sinne, daß von seinen Werken, seinen Gedanken und Aussprüchen weit mehr in das Volk gedrungen und im wahrsten Sinne zum Eigentum des Volkes geworden, als dies bei andern Dichtern der Fall ist.

Im Frühling haben die Zeitungen von einem merkwürdigen Versuche berichtet, welchen ein Freund des „Neuen Wiener Tagblattes“ angestellt. In einer gemischten Tischgesellschaft sagte er die Anfangsworte von 800 Zitaten aus Schillers Werken her, um die Probe zu machen, ob die Anwesenden fortfahren und die Schillerschen Zitate aus dem Gedächtnis vervollständigen und zu Ende führen könnten. Was geschah? Von den 800 Zitaten wurden 793 mit spielender Leichtigkeit vollendet, und zwar von der Mehrzahl der Anwesenden. Einzig sieben angefangene Zitate konnte niemand zu Ende rezitieren. Das war kein bloßes Spiel, das ist eine ganz außerordentliche Erscheinung. Es fehlt der deutschen Literatur wahrlich nicht an Dichternamen, und zwar an klangvollsten, vielgelesenen und beliebten Dichtern. Man mache den Versuch und ziehe aus Lessing, Herder, Uhland oder aus was immer einem in- oder ausländischen Dichter, selbst aus Goethe, 800 der bekanntesten, berühmtesten, gelesenen Stellen und Worte aus; — es wird schon schwer sein, 800 dergleichen Stellen herauszufinden; dazu denken Sie sich eine ganz auswählte, geschulte, gebildete Zuhörerschaft, vor welcher Sie die ersten Worte der 800 Zitate vortragen, damit die Anwesenden dieselben zu Ende hersagen; — es gibt keinen Dichter, weder einen einheimischen noch fremden, Lessing, Goethe so wenig ausgenommen als die übrigen, es gibt überhaupt keinen Schriftsteller, der die Probe wie Schiller bestehen wird, daß von 800 Zitaten aus seinen Werken, ich sage nicht 793, nein, auch bloß die Hälfte oder ein Drittel das Gemeingut des Volkes, der Lesenden geworden. Schiller besitzt also in dieser Beziehung eine Volkstümlichkeit hors concours, ohne Konkurrenz, ohne Nebenbuhler. Ich kenne überhaupt gar kein von Menschen geschriebenes Buch dichterischen oder wissenschaftlichen oder unterhaltenden Inhalts, welches die Probe bestehen würde. Es gibt freilich ein Buch, welches die

Schiller'sche Volkstümlichkeit weit, sehr weit hinter sich zurückläßt, aber es ist ein von Gott eingegebenes und inspiriertes Buch, das Buch der Bücher, die Heilige Schrift. Daß Schiller nach der Bibel so tief und so vielfach in unser geistiges Leben hineingreift, das ist, ich wiederhole es, eine ganz außerordentliche Erscheinung. Das, denke ich, gibt uns doch das Recht zu einer Schiller-Feier, das Recht, sein 100jähriges Todesjubiläum zum Anlaß einer dankbaren Erinnerung zu machen!

Und da lohnt sich die Frage, warum ist Schiller so volkstümlich geworden? was hat ihn dem Volke so nahe gebracht? Es haben hierbei verschiedene Gründe mitgewirkt, aber der Hauptgrund ist doch, weil die Poesie Schillers eine edle, hohe, erhebende, begeisternde, mit einem Worte eine ideelle Poesie ist, eine Poesie, welche hohe, sittliche Gedanken aussprechen, welche edle, feste, männliche Charaktere vorführen und vor allem den jugendlichen Sinn zu begeistertem Schwung anregen und emportragen will.

Schiller war nicht am ersten Tage fertig, sondern er machte eine lange Entwicklung durch.

In seinen Erstlingswerken, in den „Räubern“, in „Kabale und Liebe“, in „Fiesko“ machte er sich zum Wortführer des unterdrückten Freiheitsgefühls des Volkes, dessen Söhne in den Kämpfen gegen Napoleon ihr Blut vergossen, um nachher durch die Fürsten, die nichts gelernt und nichts vergessen hatten, um jede politische Freiheit geprellt zu werden. Er machte sich zum Anwalt des gemeinen Mannes, den jeder adelige Lump ungestraft mißhandeln und in seiner Ehre antasten zu dürfen meint. Schiller tat dies mit wilder Berwegenheit und überschäumendem Ungestüm, ja in revolutionärer Weise. Die Theaterstücke fanden ungeheuren Beifall, und der Name des jungen Dichters war in aller Mund. Ein anderer hätte sich dieses Beifalls rückhaltlos gefreut. Nicht so Schiller. Der lärmende Beifall machte ihn stutzig, und er fragte sich, ob er den Erfolg nicht vielmehr seinen Fehlern als seinen Vorzügen verdanke. Er ging mit sich selbst streng ins Gericht und fand, daß er bisher nicht auf den richtigen Bahnen gegangen, daß er einem unreifen und unklaren jugendlichen Ungestüm gefolgt. Die Selbstanklage und die Selbsterkenntnis, welche er in einem Brief an seinen Freund Körner in Dresden ausspricht, ist geradezu rührend und gereicht dem jungen Dichter zur höchsten Ehre. Der Selbstanklage folgt ein männlicher, ein herkulischer Entschluß, wie er schreibt, auf dem Fuße. „In der allgemeinen feurigen Gärung meiner Gefühle haben Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde sich vereinigt, die Vergangenheit nachzuholen und den edeln Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen.“

Schiller hielt Wort. Auf längere Zeit entsagte er dem Dichten. Er fühlte das Bedürfnis, erst an der eigenen Ausbildung zu arbeiten durch das eifrige Studium der Geschichte, der Philosophie, der Literatur und Kunst. Als er dann nach Jahren sich wieder der Dichtkunst zuwandte, da war er, nicht ein anderer, aber er hatte die jugendlichen Ueberschwänglichkeiten und Uebertreibungen abgelegt; er war reif, ruhig, edel geworden; er wollte keine Menschen mehr schildern, wie sie in der gemeinen Wirklichkeit und in der flachen Alltäglichkeit auftreten; er wollte Menschen vorführen, nicht wie sie gemeinhin sind, sondern wie sie sein sollen, hohe, edle, nach großen Zwecken und Zielen ringende Charaktere, um den Leser selbst auch zu erheben und zu erhöhen, zu begeistern und zu entflammen. Kurz, Schiller war der hohe, der ideelle Dichter geworden. Von der Zeit an schuf er seine unsterblichen Meisterwerke, die poetischen Erzählungen und Balladen: Rudolf von Habsburg, den Gang zum Eisenhammer, den Kampf mit dem Drachen usw., ferner die ewig bewundernswerten Trauerspiele und Schauspiele: Wallenstein, die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, die Braut von Messina und die Perle von allen, Wilhelm Tell.

Der hohe, ideelle Flug, zu dem er in diesen Meisterwerken ausholt; die großen und erhabenen Gedanken, die er ausspricht; die glanzvolle, majestätische Rede, in welche er sie kleidet; die großen, herrlichen Charaktere, die er vorführt; kurz, der Idealismus des Dichters war es, wodurch Schiller so volkstümlich geworden ist. Ich habe vorhin von 800 Zitaten aus seinen Werken gesprochen, welche einer gemischten Tischgesellschaft bekannt, nicht nur bekannt, sondern geläufig waren, und die sie auswendig wußte; die Zitate enthalten zum größten Teile hohe, große, ideelle Gedanken in packender Form; es ist dies ein Beweis, daß gerade der Idealismus den Dichter Schiller so volkstümlich und volksbeliebt machte. Es war nicht immer so. In den letzten neunziger und achtziger Jahren war Schiller ein bestgehafter Dichter.

Durch die feurige Vaterlandsliebe, welche sich in Schillers Werken, freilich zuweilen in unklaren Vorstellungen, ausspricht; durch die prachtvollen Schilderungen von des mittelalterlichen deutschen Reiches Kaisertum, Herrlichkeit und Macht; durch die hohen Klänge, in denen er deutsche Einheit und deutsche Treue feiert, hatte Schiller viel dazu beigetragen, die deutschen Krieger zu den Freiheitskämpfen gegen Napoleon I. zu entflammen. Die Deutschen waren ihm dafür dankbar bis zu den glorreichen Siegen, welche die deutschen Waffen in den Siebenziger Jahren über die Franzosen erfochten, und welche mit der Errichtung des neuen deutschen Kaiserreiches endigten. Merkwürdig, gerade damals begann die Zeit des Schillerhasses.

Nachdem Deutschland seit 1870 sich mit ewigem Siegesruhm bedeckt; nachdem es vor aller Welt eine achtunggebietende Stellung errungen; nachdem sein Handel und seine Industrie sich mit außerordentlicher Schnelligkeit entwickelten; seitdem der nationale Wohlstand sich ungeahnter Weise hob, in dieser Zeit, sollte man meinen, mußte ein goldenes Zeitalter für Kunst und Literatur anheben. Es kam aber ganz anders.

Der Hauptförderer des neuen Deutschen Reiches, Bismarck, war, das muß auch der begeistertste Bewunderer eingestehen, ein derber Realpolitiker, der sich um Ideale und Kunst und Wissenschaft blutwenig kümmerte, wenn er sie nicht für seine Zwecke ausnützen konnte. Darauf ward Bismarck der Anstifter und Schürer des Kulturkampfes. Dieser Kulturkampf drückte in Deutschland das geistige Niveau in geradezu erschrecklicher Weise hinab und erschütterte, nein, vernichtete wiederum in unzähligen Deutschen den Glauben an die schönsten, erhabensten, heiligsten Ideale. Dieser im Namen der Kultur, der Bildung, des Fortschritts gegen die katholische Kirche und indirekt gegen alle christliche Religion geführte Kampf wirkte besonders auf die Literatur zurück. Die Kulturkämpfer waren allen Schriftstellern, Philosophen, Geschichtsschreibern, Romanschreibern, Dichtern dankbar, welche ihre Federn den kulturkämpferischen Zielen dienstbar machten. In der Dichtung und Literatur bildete sich die sogenannte Moderne, deren Hauptgrundsatz ist: nur kein Ideal, kein Idealismus, keine Idealität. Der Dichter soll den Menschen nicht darstellen, wie er sein sollte, sondern wie er ist: klein, erbärmlich, mit allen Schwächen, Sünden, Leidenschaften, Misereen der gemeinsten Alltäglichkeit. Als Muster und Vorbilder wählte man sich Ausländer, den Franzosen Zola, den Norweger Ibsen, die Russen Tolstoi, Dostojewski u. a. Die Moderne führte zur Dekadenzpoesie, was jüngst der Zürcher Professor Nagaz sehr glücklich als Jammer-, Glend- oder Krankheitspoesie verdeutschte hat. Diesen Modernen und den Dichtern des religiösen, sittlichen, politischen, gesellschaftlichen Ragenjammers war Schiller, der Dichter der Ideale, ein Dorn im Auge. Sie bekämpften, verhöhnten, verspotteten ihn und nannten seine Poesie einen überwundenen Standpunkt. Das geschah besonders in Deutschland; in der Schweiz, zu ihrer Ehre sei es gesagt, war dies weit weniger der Fall. Es gab aber einige, auch das muß gesagt werden, und zwar junge geistliche Herren, welche in die Rufe der Schillerhasser einstimmten, die Moderne und die Jammer-, Glend- und Krankheitspoesie anpriesen und gewissen Kollegen der Urschweiz Rückständigkeit vorwarfen, weil sie Schiller und die Klassiker nicht leichten Kaufs für die Moderne drangeben wollten.

Wissen Sie, warum die Schiller-Feiern, auch wenn manche Übertreibung und Überschwänglichkeit mit unterläuft, einen doch freuen müssen? Weil sie ein Protest gegen die Moderne und gegen die Jammer- und Glends- und Ragenjammerpoesie sind. Man kann Schiller feiern und doch offen und ehrlich, wie man tun soll, die Verdienste der Moderne anerkennen. Aber man kann nicht Schiller feiern und ihn auf den Schild erheben und die Moderne zugleich; es sind Gegenfäße; es sind verschiedene Richtungen, verschiedene Weltanschauungen.

Die Schiller-Feiern, für die sich Gebildete und Ungebildete, Gelehrte und das Volk erwärmten und begeisterten, sind ein Beweis, daß Unzählige noch Ideale haben, an Ideale glauben oder wieder zu Idealen zurückgekehrt sind. Darum sind die Schiller-Feiern eine erfreuliche Erscheinung, eine Bürgschaft, daß Schiller die Moderne lang überleben wird.

Daß Schiller als Dichter allen Deutschredenden und allen deutschen Landen, nicht bloß Württemberg und Weimar, sondern ganz Deutschland, Österreich und der deutschen Schweiz angehört, ist selbstverständlich. Wollte man eine engere Begrenzung versuchen, so müßte man sagen, daß Schiller durch den Charakter seiner Dichtung Süddeutscher ist, und zu Süddeutschland besitzt die deutsche Schweiz am meisten Beziehungen und Anknüpfungspunkte.

Durch ein Werk, durch das, alles in allem herrlichste, vollstümlichste Werk, gehört Schiller uns Schweizern besonders an, durch den unsterblichen „Wilhelm Tell“. In seinem Briefwechsel mit Körner und Wilhelm von Humboldt erzählt Schiller, mit welcher unendlicher Mühe er sich des Stoffes zu bemeistern strebte, aber auch mit welcher unendlicher Liebe er sich in die großen Begebenheiten hineinlebte, wie viel Studien er machte, um Land und Leute bis ins Herz hinein kennen zu lernen und möglichst viel lokale und individuelle Motive in seinem Werke festzuhalten. Und es wird stets fast ans Wunderbare grenzen, daß Schiller, obwohl er nie seinen Fuß auf den Boden der Urschweiz setzte, Land und Leute, Örtlichkeiten und Personen, Landmann und Edelmann mit so unvergleichlicher Treue schildert und in die Begebenheiten verwebt. Dafür sind wir dem Dichter des Wilhelm Tell unwider-ruflich dankbar, aber für ein anderes noch weit mehr.

Wenn man die Tellenspiele und die Spiele über den Ursprung der Eidgenossenschaft, welche vor 1804, vor dem Tell Schillers, bei uns entstanden, liest, so muß man sich doch gestehen, daß die Auffassung eine — kleinbürgerliche, mitunter recht prosaische, fast philisterhafte ist. Selbst die alten Chroniken, Eschudi nicht ausgenommen, zeigen neben gemüt-

voller Einfachheit etwas von dieser Auffassung. Wenn heutzutage in unserer Vorstellung und in der Vorstellung der ganzen gebildeten Welt die Anfänge unserer Eidgenossenschaft, Sage und Geschichte von einem wunderbaren Reiz umwoben; wenn sich in den Helden Walter Fürst, Melchthal, Stauffacher, Tell usw. edle Einfachheit mit hoher Manneswürde paart; wenn die Begebenheiten in idealer, poesievoller Erklärung erscheinen: so ist dies das unschätzbare Verdienst Schillers. Er hat uns gesagt, uns gelehrt, wie wir unsere Vorzeit betrachten sollen, und unsere Auffassung ist auch von seinem Wilhelm Tell abhängig. Wir haben dafür Schiller gegenüber eine nationale Schuld der Dankbarkeit übernommen, an welche unsere Schiller-Feier ein kleiner Beitrag ist.

Ich habe bisher eigentlich bloß einige Gründe angegeben, welche eine Schiller-Feier rechtfertigen, allein hinter denselben lauert eine Frage, welche jeder denkende Geist sich stellt, die Frage, welche Gretchen an Faust richtet: Wie hältst du es mit der Religion? Ich hätte diese Frage gar nicht berührt, hätte man es nicht bei mancher Schiller-Feier getan und dieselbe zu unpassenden Ausfällen benützt.

Schiller, von Haus aus gläubiger Protestant, kam wie die übrigen großen deutschen Dichter unter den Einfluß glaubensloser und christusfeindlicher deutscher, französischer und englischer Philosophen und bildete sich eine eigene Religion, welche nicht mehr auf christlichem Boden aufgebaut ist. Der übernatürlichen Religion fremd geworden, wollte er sich das irdisch Schönste, Beste, Vorzüglichste, Idealste zur Religion machen, nämlich die Kunst, sie setzte er an die Stelle der Religion. Es war ein großer Irrtum Schillers, wenn er meinte, die Kunst könne den Menschen gut und tugendhaft, glücklich und zufrieden machen. Das war aber bei Schiller mehr ein schöner, idealer Traum, im Leben und Handeln; besonders seitdem er die Sturm- und Drangperiode der Jugend hinter sich hatte, zeigte er sich ganz anders! Eine edelste Seele, erfüllt von hohem Sittlichkeitsgefühl, arbeitete er unablässig an eigener Selbstvervollkommnung und hatte ein offenes Auge und einen empfänglichen Sinn für alles Gute, Schöne, Hohe und Edle, wo immer es ihm entgegentrat. Es wird stets merkwürdig sein, daß er, obwohl nicht Christ aus Glaube und Überzeugung, so tiefe Blicke in das Wesen des Christentums getan und mit so großer Innigkeit die Religion des Kreuzes in den „Johannitern“, im „Kampf mit dem Drachen“ u. s. f. ersetzt hat. Was insbesondere den Katholizismus betrifft, so wird er demselben in den geschichtlichen Schriften nicht gerecht, aber Schiller ist ein zu oberflächlicher Geschichtsschreiber, als daß dies schwerer ins Gewicht fallen könnte

Andererseits ist bekannt, wie der Dichter Schiller auf der Mittagshöhe seines Schaffens, in seinen letzten Lebensjahren, vorzugsweise katholische Stoffe behandelt hat, in den Balladen wie in den großen dramatischen Spielen. Tat er dies auch nicht aus religiöser Überzeugung, so tat er es, weil er in den katholischen Stoffen am meisten Schönheit, Poesie, Idealität gefunden, und so hat er wie Goethe, Wieland und Lessing, dem Katholizismus die herrlichste Huldigung dargebracht.

Wir wollen an einem Baume nicht aller Arten Früchte pflücken, und so kann uns Schiller nicht alles in allem sein, vorab kein Evangelium, aber es bleibt an ihm noch genug, das wir bewundern und feiern: es bleibt der Mensch, der liebenswürdig, männlich stark, edel und sittlich groß dasteht; und es bleibt der Dichter, der volkstümliche und nationale, der ideale und hochstrebende Dichter, der Dichter, der im „Wilhelm Tell“ unserm Land und Volk, unsern Vätern und Helden, unserer nationalen Sage und Geschichte ein Denkmal gesetzt, wie kein Volk, kein Land der Erde ein schöneres besitzt, und darum bringen wir Schiller dankbar unsere Huldigung dar.“

Soweit der verehrte Hochw. Hr. Professor, dem wir die Erlaubnis zum Abdrucke des gediegenen Vortrages hiemit bestens verdanken. Damit scheiden wir vom Schillerjubiläum.

Kl. C. Zur Frauenfrage.

Von G. Holz.

[Nachdruck nicht gestattet.]

Die sogenannte moderne Frauenfrage ist durchaus nicht so modern, wie sie scheint. Das Altertum kannte das „Überweib“ grade so gut wie die Neuzeit. Zu Neros Zeiten wenigstens wurde in Rom nicht weniger von der Emanzipation des Weibes und seiner Gleichstellung mit dem stärkeren Geschlecht geredet, als heutzutage. Zwar sah man auf dem römischen Forum zur Kaiserzeit weder ein- noch zweifitzige Damenräder, und die römischen Modejournale machten keine Vorschläge für die zweckmäßigste Damenbekleidung zur Automobilfahrt. Aber abgesehen davon, daß damals die Emanzipierte ihren mit Straßen bespannten oder je nach Geschmack von gezähmten Löwen oder Pantheren gezogenen Phaëton hoch vom Bock aus kutschierte (Propert. 4, 8, 15 ff.; Plinius 8, 21), gibt es heute keine Überspanntheit auf dem Gebiete der Frauenerhebung, welche nicht von den „Modernen“ der alten Welt weit überboten worden wäre.